Auf Leben und Tod.

Skizze von Hermann Drehler.

Die Fahrt vergeß: ich mein Lebtag nicht.

Habe da eines schönes Tages meinen Onkel Waalen besucht. Der wohnte jenseits des Langsiö-Fjordes in Perret. War ein Januartag, windstill und kalt, daß man die Luft wie splitterndes Glas klingen zu hören meinte.

Halfdan, unser Braunes, war frisch beschlagen. Seit vier Tagen lag der prächtige Schnee. Also den Schlitten aus dem Schuppen, den Braunen vor und fort ging's über Rommen um den Fjord herum in einem Zuge hin nach Perret zum Onkel Waalen.

Der hielt immer auf einen guten Grog; und ich habe mich ja wohl etwas verspätet. Zu jener Zeit bricht in Norwegen die Dämmerung schon um drei Uhr an, um vier ist es Abend, eine halbe Stunde später Nacht.

Richtig, wie ich aus der Tür trete, ist es schon stockfinster. Mein Onkel ist besorgt.

„Ih wo!" entgegnete ich. „Mit so 'nem Pferd ist das Spaß. Um zehn Uhr bin ich zu Haus."

Marten, der Knecht, hat schon angeschirrt. Ich springe auf den Bock, wünsche „Gute Nacht!" und laß: meinem Halfdan die Spitze der Peitsche leicht auf den kräftigen Rücken klatschen. Fort geht's wie der Sturmwind.

Unterwegs kommt mir ein Gedanke. „Du könntest über den Fjord fahren! Der ist bei dieser Kälte zugefroren und trägt bequem einen ganzen Wagenzug. Sparst dabei zwei Stunden!" Eben bin ich an der Wegabzeichnung. Ehe ich in meinem Entschlusse noch recht fest bin, reiße ich an der linken Leine, und Halfdan biegt in den schmalen Bauernweg ein, der zum Fjord hinunterführt.

Der Mond schaut mit hellen Augen durch die leichten Schneewolken und erleuchtet mit zauberhaften Strahlen die einsame Winternacht.

Da liegt auch der Fjord schon vor mir. Eine Fischerhütte davon, die Fenster erleuchtet. Ein Hund bellt jäh auf. Mir ist, als ob eine Stimme hinter mir herriefe. Da bin ich schon mit meinem treuen Tiere auf der eisstarren, scheinbar unendlichen Fläche.

Nur zu. Der Hufschlag klingt hart wie auf Steinen. Ein gutes, sicheres Zeichen! Gut auch, daß Halfdan frische Eisen hat, denn der Sturm der vergangenen Nacht hat hier den Schnee wie Staub weggefegt, und das Eis ist so spiegelglatt, daß sich ein Fußgänger unmöglich auf den Beinen halten könnte.

Jetzt heißt es bloß, in der Richtung nicht fehl gehen! Solange ich die Felshöhen des Ufers sehen kann, — und die kann ich bei dem hellen Mondschein und der klaren Luft lange erkennen — ist ein Abkommen vom rechten Wege unmöglich.

„Hallo, Halfdan!"

Ich schnalze mit der Zunge. Das Tier greift gewaltig aus. Die Flüsse unter mir scheint blitzschnell nach rückwärts gegangen zu werden. Lautlos gleitet mein Schlitten dahin.

Zufrieden mit dem Tempo, das Halfdan einhält, überrechne ich mir, daß ich in einer halben Stunde das jenseitige Ufer aus der Nacht auftauchen sehen muß, vorausgesetzt, das da drüben nicht auch Schneegestöber niedergeht. Aber die erleuchtete Fensterfront des Herrenhauses von Langsiö wird ihren Lichtschimmer weit herüber senden, so daß keine Gefahr besteht.

Trotzdem, ich weiß nicht warum, beschleicht mich eine leise Bangigkeit, vielleicht ist es die endlose, weiße Flüsse, die in mir das Gefühl des Verlassenseins aufkeimen läßt. So weit der Blick trägt: spiegelndes Eis. Bis hinaus zum ferngrauen Horizonte schießt es sich. Dort läuft es mit dem Nachthimmel in eine graugrüne Linie zusammen.

Auch Halfdan ist etwas unruhig und überträgt seine Unruhe jaggeßin auf mich. Er wirft oft den Kopf nach der Seite, und jagt dann davon, als ob ein Feind hinter ihm her wäre. Das ist sonst nicht seine Art.

Ich bin durch meinen sechsjährigen Aufenthalt in Norwegen die Einsamkeit der nordischen Landschaft gewöhnt geworden, sie hat mich fast selbst zum Einsiedler gemacht. Aber heute ist es mir ganz sonderbar einsam, fast grausig zumute.

Will denn das Herrenhaus von Langsiö nicht bald aus der Ferne schimmern?! Nichts zu sehen!

Ich schaue nach der Uhr. Dreiviertel sieben! Nun, dann muß es jeden Augenblick auftauchen. Ich berechne mir, daß ich jetzt ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt habe. Ich muß mich etwa in der Mitte des Fjordes befinden. Ich stelle mir zugleich die beiden Entfernungen vorwärts und rückwärts vor. Da beschleicht mich wieder dieses dumme Gefühl, dessen ich mich nicht erwehren kann, weil es ein ganz neues Moment in meinem Seelenleben darstellt.

Halfdan läuft noch immer gut. Ein liebes, prächtiges Tier! Aber unruhig und nervös, wie ich es noch nicht gesehen habe. Es wirft öfters den Kopf weit zurück, daß ich fast das Maul mit weißen Schaumflocken zu sehen kriege, und scheint dann entsetzt davonzujagen.

Pferde haben Ahnungen! Schießt es mir durch den Kopf. Oder ist gar Ende am Riemenzeuge irgend etwas nicht in Ordnung?! Ich halte an und springe ab, um nachzusehen. Das brave Tier drängt sich an mich und reibt den Kopf an meiner Schulter. Es sucht meine Liebkosungen so hungrig, wie ich es an ihm gar nicht gewohnt bin. Die Flanken fliegen ihm und es scheint leicht zu zittern.

Ich streichle es über Hals und Maul und spreche freundliche, beruhigende Worte. Das ist mir jetzt selbst Bedürfnis, es beruhigt zugleich mich selbst, zu einem lebenden Wesen zu sprechen.

Halfdan läßt sich auch ermuntern. Ich springe wieder auf, und weiter geht es mit der Geschwindigkeit deren Segel das Gemüse ist.

Nach einiger Zeit stellt sich bei dem Tiere wieder die sonderbare Nervosität ein. Sie packt mich selbst an.

„Wenn wir doch bloß erst zu Hause wären!"

Plötzlich schreckt mich ein furchtbares Getüsch auf. Wie ferner Donner rollt es, kommt heran, pflanzt sich in der Ferne fort und verstummt. Unheimlich, tückisch gespenterhaft hat es mich überfallen. Wie eine Mahnung an Tod und Verderben!

Halfdan ist gleichfalls zusammengeschreckt und jagt jetzt wild in die Nacht hinein, immerzu gerade fort, ohne Ziel wie sein Herr.

Da ist es wieder, das unheimliche, heimtückische Signal der Tiefe, jetzt stärker. Und zugleich scheint der Schlitten wie bei einem Erdbeben leicht auf und nieder zu schaukeln. Ich habe das Gefühl, als setze mir ein Kobold im Nacken, der mit eisskalten, knöchernen Fingern meinen Hals umkrallt. Zugleich höre ich, daß der Hufschlag heller klingt, und es gibt einen so eigentümlichen Nachhall, als ob von unten jemand gegen die Eisdecke pochte.

Ich bringe Halfdan zum Stehen. Das Tier schwitzt trotz der Nachtkälte, daß ihm die Tropfen herabtrauen. Es hebt wie lauschend den Kopf in die Höhe. Die Ohren stehen wie zwei Kerzen starr empor.

Aber merkwürdig! Ueber mich ist in dem Augenblicke eine feste Ruhe gekommen. Alle dunklen Einbildungen von vorhin sind der klaren Erkenntnis der Gefahr gewichen. Ich weiß plötzlich, was ich jetzt zu tun habe.

Ich nehme das Seil ganz lang, gehe voraus und führe das Tier weit hinter mir. Einen Einzelnen Mann und ein einzelnes Pferd trägt die Eisdecke wohl, beide zugleich vermöchte sie am Ende nicht auszuhalten.

Das geht freilich furchtbar langsam, denn ich komme auf dem spiegelglatten Eise nur mühsam vorwärts. Zu unserem einsamen Marsche schlägt hin und wieder der unsichtbare unterirdische Tambour seinen grausigen Todeswirbel.

Vielleicht ist es nur eine schmale, warme Meeresströmung, die sich hier entlang zieht, sagte ich mir. Und als mir der Hufschlag wieder fester erschienen, stelle ich mich breitbeinig hinter den Schlitten, je einen Fuß auf eine der weitauslaufenden Kufen setzend. Sollte das gute Tier mit seinem Gefährt einbrechen, so kann ich im Augenblicke abspringen und werde nicht mit in die Tiefe gezogen.

Wieder geht es in jagendem Tempo dahin.

Die Uhr steht auf viertel Neun.

Mir will sich eben die Ueberzeugung aufdrängen, daß ich weit aus der Richtung gekommen bin, da sehe ich in der Ferne ein Licht aufblinken. Gleichviel, was es bedeute! Darauf zu! Ich brauche meinem Braunen keine Direktiven mehr zu geben, er hält von allein auf den hellen Fleck am Horizont zu. Nach wenigen Minuten lehnt sich der schimmernde Punkt. Ich erkenne Fenster, und wieder nach einigen Minuten schnellster Fahrt kann ich die Fenster zählen, ganz deutlich. Sechs sind es, oben zu Rundbogen geschweift: das Herrenhaus von Langsiö.

„Bald sind wir da, mein braver Halfdan!" rufe ich freudig.

Das Tier scheint aus dem Klange meiner Stimme den Jubel zu hören, es wendet den klugen Kopf nach der Seite und wiehert.

Ich könnte vor Freude laut auf jauchzen, als ich endlich gegen dreiviertel neun Uhr den tückischen Fjord verlasse und zehn Minuten später auf den Hof einbiege.

„Heute ging's auf Leben und Tod!"

Tragt kein Bruchband

Plapao Laboratories, Blk. 1900, St. Louis, Mo.

Name .....

Adresse .....

Kinder Schreien
NACH FLETCHER'S
CASTORIA

Das ist nun bereits siebzehn Jahre her. Ich bin aber seit jener Zeit niemals wieder über den Fjord gefahren.

Das Sargassomeer.

Große Fläche schwimmender Pflanzenmassen im Weltmeer.

Das Sargassomeer wäre wohl nicht so bekannt, wenn nicht Columbus auf seiner Reise nach Amerika durch diese schwimmenden Pflanzenmassen zu dem begreiflichen Irrtum verleitet worden wäre, daß er sich bereits in unmittelbare Nähe eines Festlandes befände. Gäbe es heute noch gänzlich unerforschte Meeresräume, so würde der erste Reisende, wenn er auf eine derartige Erscheinung stieße, wohl denselben Schluß daraus ziehen. Es ist in der Tat außerordentlich, daß mitten im Weltmeer eine weite Fläche mit ungeheuren Massen von Pflanzen erfüllt ist, und das Sargassomeer hat deshalb die Wissenschaft eingehend beschäftigt, ohne daß eine übereinstimmende Erklärung bisher gewonnen wäre.

Der Sargasso, nach dem der Name gewählt worden ist, stellt eine braune Meeressalse dar, die dort im offenen Meere dauernd fortwuchert. Die Meinungsverschiedenheit bezieht sich in der Hauptsache darauf, ob diese Algen immer wieder aufs neue von einer Küstengegend hinweggerissen und in dies Gebiet hineingeschwemmt werden, oder ob es sich immer um dieselben Pflanzen handelt, die dort seit unzählichen Jahrhunderten schwimmen und sich durch Teilung vermehren. Jedenfalls ist eine andere Fortpflanzung bisher niemals festgestellt worden.

Der dänische Algenforscher Börgesen hat eine neue Untersuchung über den Sargasso abgeschlossen, und seine Ergebnisse bestätigen letztere Annahme, obgleich diese sich wunderbar erscheint. Die Tiere in ungeheuren Massen zusammengehäuften Algen setzen sich aus nur zwei Arten zusammen, die beide völlig verschieden von den Algen an der amerikanischen Küste sind, so daß eine Herkunft von dort schon aus diesem Grunde ausgeschlossen ist. Außerdem sind die Algen der Sargassoflora in voller Lebenskraft und nicht etwa zur Zeugung und Brutschicht, wie sie sich sonst in abgerissenen Zustande an Gestaden finden. Endlich würde es sich auch nicht erklären lassen, daß so große Mengen abgerissener Algen auf einem Begirk der Meeresfläche zusammenkommen könnten, da sie sich auch an den Küsten gar nicht so häufig vorfinden. Sie werden, dort auch im allgemeinen nicht ins Meer hinausgeführt, sondern durch die Brandung an die Küste geworfen.

Wo die Algen nun eigentlich herkommen, ist also immer noch nicht entschieden. Börgesen meint, daß sie vielleicht in unhäufigsmäßig flachem Meer wachsen. Für Boden den Teil eines versinkenen Festlandes, vielleicht der sagenumwobenen Atlantis darstellt.

Hans Sachsens Geburtshaus.

Dem Architekten Dr. Mummenhoff in Nürnberg ist es gelungen, das Geburtshaus des Hans Sachs zu ermitteln. In der Brunnengasse gehörte das Haus Nr. 25 im Jahre 1503 einem Bürger Hans Besler. Als dessen Nachbar ist Hans Sachs urkundlich nachgewiesen. Dieses Haus — Brunnengasse 23 — war das Geburtshaus des Hans Sachs. Bisher war nur bekannt, daß das Haus des Vaters von Hans Sachs, des Schneidermeisters Jörg Sachs, in der Nähe der heutigen Brunnengasse gelegen war. Seine Frau, die Witwe Christina Pfarrmer, hatte es mit einem Sohn aus erster Ehe dem Jörg Sachs zugebracht. Bei der Verheiratung des Sohnes Hans Sachs mit Kunigunde Kreuzgerin von Werdenstein im Jahre 1509 erhielt es das junge Ehepaar als Heimstätte. Hans Sachs war in diesem Hause geboren worden und bewohnte es aber Wahrscheinlichkeit auch nach seiner Heirat. Er erhielt es auch noch, als er 1561 das bekannte Haus in der jetzigen Hans Sachsgasse — früher Pfarrgäßlein — gekauft hatte, daß er dann bis an denselben. Das Haus in der Brunnengasse blieb in seinem Besitze bis zu seinem im Jahre 1576 erfolgten Tode. Am 20. März 1576 wird der den unter die Hans Sachsischen Erben zur Teilung gekommenen Erbstücken auch die Behausung in der Katzgasse erwähnt, die als zwischen den Häusern des Predigers Michael Pesßler und des Hans Schweizer gelegen bezeichnet wird. Das Hans Sachsische Haus in der Brunnengasse wurde im Jahre 1874 abgebrochen und mit dem Nebenhause vereinigt.

Der Ausschuß für Kunstwerke und Kunstsammlungen erörterte kürzlich die Frage der Anbringung einer Gedenktafel an dem genannten Hause. Diese wurde von einer Seite insbesondere mit dem Hinweis darauf empfohlen, daß eine solche Tafel in allen Fremdenführern erwähnt werden und zu einem größeren Besuche der Brunnengasse durch Fremde, die sonst gerade in diese Gasse fast gar nicht kommen, Anlaß geben würde. Der Ausschuß konnte sich jedoch mit Rücksicht auf die wenig ansprechende Außenseite des Hauses nicht zu einer Durchführung der Anregung entschließen. Der Magistrat schloß sich diesem Gutachten an.

Im Storesbyslund beobachtete man, daß die Temperatur innerhalb einer Stunde um 70 Grad F stieg.

The Standard Bank of Canada

Gegründet 1873 Gegründet

Autorisiertes Kapital $5,000,000.00 — Eingezahltes Kapital und Ueberschuß $7,053,140.63

Hauptoffice: Toronto, Ontario
18 Zweigstellen in Canada

Diese Bank ist von der Dominion Regierung von Canada autorisiert, Depositen entgegenzunehmen.
Eine Sparkassen-Abteilung in Verbindung mit jedem Zweig.
Zweige in Saskatchewan: Lanreth, Kronau, Aneroid, Goodwater, Waldron, Stoughton, Prudhoe, Elfrida, Regina.
Zweige in Alberta: Calgary, Edmonton, Lamont, Mundare, Lethbridge, Brooksbank.
Zweige in British Columbia: Vancouver.
Zweige in Manitoba: Winnipeg.

Allgemeine Bankgeschäfte werden ausgeführt

Regina Zweig (McCallum-Hill Gebäude) G. N. BROWN, Manager

UNION BANK OF CANADA

Wann wollen Sie sparen, wenn Sie es jetzt nicht tun?

Ihr Gehalt oder Einkommen wird sich zweifellos vergrößern, aber dasselbe werden auch Ihre Ausgaben — und viele finden daß die letzteren mehr als Schritt halten mit den ersteren. Jetzt ist die Zeit, einen Reservefond anzulegen — und die Sparkasse der Union Bank of Canada ist der Platz hierfür. Deponieren Sie Ihre Ueberschuß, den Sie haben, heute — Sie können ein Konto mit irgend einer Summe eröffnen, bis runter auf einen Dollar — und Sie werden Zinsen daraus erhalten.

REGINA ZWEIG
C. A. Seeber, Manager — C. H. Hartney, Asst. Manager

100 Rubel zahlen wir unter Garantie gegen $40.00 in Russland aus

Senden Sie Ihren Freunden, Verwandten, Geld nach Russland, solange der Kurs billig ist. Lassen Ihr Ehepaar Bruder, Schwester in Europa, die sich in Not befinden? Dann vergeßt nicht, der State Commercial & Savings Bank, Chicago, Ill., zu schreiben, wenn Ihr Euer Lieben finanziell unterstützen wollt. Schiffskarten von und nach Russland jederzeit auf allen Linien bei uns zu haben. Schreibt französisch, deutsch, englisch oder russisch.

STATES COMMERCIAL & SAVINGS BANK
Unter Staatsaufsicht — Chicago, Ill. — Kapital $200,000

Deutsche Denker, Volkswirtschaftler und Dichter

Empfindlichkeit

Die drei den Daseinsgenuß fördernden Worte: frisch, frei, fröhl hat die Empfindlichkeit nicht auf ihr Banner geschrieben, sie ist im Gegenteil ein hindernder Ballast für kräftiges Vorwärtswollen. Der Empfindliche gerät in Beleidigkeit hinein, hat ewig über Zurücksetzung zu klagen, wittert feindliche Absichten und wird zum kritischen Wortführer und Blickspießer. Bei einem begründeten Anlaß zum Beleidigtsein betrachtet er die Kränkung mit dem Vergrößerungsglas. So treibt er weit ab vom Pol harmloser Fröhlichkeit, dem Pol einer unfrohen Depression entgegen. Er züchtet das Talent, den kleinsten Dorn zu fühlen und wird dadurch „Prinz" oder Prinzessin auf der Erbse". Aber nicht nur den frischfröhlichen Lebensgenuß verliert der Empfindliche, er beträgt sich auch um manch anders Lebensgut. Auf Freundschafts- und Achtungsverhältnisse wirkt Empfindlichkeit wie ein zersetzendes Element. Um Lebensstellungen, gute Erwerbsquellen bringt sich der allzu Empfindliche, wenn er es in solchem Ehrgefühl für unter seiner Würde hält, sich hier oder da zu einem befreienden Kompromiß zu verstehen. Das Leben verlangt nun aber oft genug, daß man „um ein Loch zurückrücke", wie der Volksmund sagt. Mancher Jüngling und manche Jungfrau wechselt die Schule, die Lehrstätte oft ohne Notwendigkeit, mitunter wird ganz und gar das Hasenpanier ergriffen in der Reizbarkeit der Empfindlichkeit.

Ein gesundes Maß von Ehrgefühl muß der Mensch besitzen, wenn er sich Achtung verschaffen will. Empfindlichkeit ist aber ein krankhafter Auswuchs, vor dem die Jugend zu hüten ist. Der Fehler kann in Körperstörungen, reizbaren Nerven beruhen. Stählung des Körpers durch Abhärtung, Aufenthalt in freier Luft, Sportübungen in vernünftigem Maße sind geeignete Heilmittel zur Hebung körperlicher Widerstandsfähigkeit, welche auch die seelischen Kräfte günstig beeinflußt. Das Kind selbst darf sich nie auf Grund stets betonter, schwacher Nerven die Konzession der Leidempfindlichkeit und Uebelnehmerei machen. Auch Klagen über Zurücksetzung des Kindes seitens des Lehrers, über erlittene Ungerechtigkeiten dürfen nicht unbeleben, als unumstößlich begründet angenommen werden. Oft entspringen leicht verletzende Eltern, deren Eitelkeit einen Stich erleidet, das gute Verhältnis zwischen Schule und Haus, Kind und Lehrer. Das Schulleben des Kindes leidet darunter. Gleichsamer ist es dem Kinde, wenn es von den Eltern dahin belehrt wird, auch einmal eine Unannehmlichkeit, eine anscheinende Zurücksetzung ohne Murren hinzunehmen. „Du glaubst dich ungerecht beurteilt, hast du nicht auch schon Fehler begangen, die du unverdient zu gut beurteilt wurdest?" „Sieh zu, daß du der Unzufriedenheit, zu der du Anlaß gabst, beseitigst." Auch im Umgang mit der Schulkameraden und Spielgefährten darf das Kind nicht durch stete Uebelnehmerei zum Störenfried werden. Sehr wichtig ist es, daß ein Kind bei abfälligen Aeußerungen sich mit der Zeit selbst fragen lernt: Wie weit gab du die Veranlassung dazu? Auch von unlieblichen Artikeln „sind erst ab die Pfennig". Der bescheidene Kaiser Wilhelm I. sagte: „Durch Demütigungen habe ich mehr gelernt als durch Siege."

Wer sich müht, in abgeschlossener Weise seinen Schuldanteil herauszuschälen, wird sich nicht in Empfindlichkeit verlieren. Grobheit, Rücksichtslosigkeit, Feindseligkeit richten sehr oft ihre Angriffe gegen das Ehrgefühl des einzelnen. Lessing sagt: „Wie es selten Komplimente ohne alle Wahrheit gibt, so auch selten Beleidigungen ohne alle Wahrheit." Da wird uns nun die Aufgabe gestellt, das Wahrheitskörnchen zu suchen. „Es lehrte mich den Feind in meinem Inhalte leben, so ist zuletzt der Feind mein bester Freund geworden." Es ist durchaus nicht einfach, nach Abzug der Wahrheit dem Rest die unliebsamen Elemente mit ruhiger Gelassenheit zu begegnen, die stets die Angelegenheit beeinflußt. Die in uns selbst lebende Ehre muß so gekräftigt sein, daß nicht jeder Anprall von außen hier sie zum Wanken bringt. „Was kann ich dafür", sagte Sokrates seelenruhig, „daß mein Mitbürger weniger höflich ist als ich." Die schlummernden, geistlichsittlichen Tugenden des lieben Nächsten dürfen nicht als Pfeil treffen. Aehnlichkeiten, Empfindlichkeit läßt sogar den Rückschluß zu, daß es um die Festigkeit der Eigenehre wohl etwas fraglich bestellt sein dürfte. Wer viel Ehre nach außen sucht, hat wenig Ehre in seinem Innern. Empfindlichkeit ist durchaus nicht das Zeichen eines entwickelten Ehrgefühls, vielmehr das des gekränkten Ehrgeizes, der, als Schädling in der Seele der heranwachsenden Jugend zu bekämpfen ist, damit er nicht verpfuscht auf das spätere Dasein wirke.

Die Visitenkarte des Todes

Eine Episode aus Jokais Leben.

Von Kolomann Mikszath.

Es war anfangs der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als der Tod seine Visitenkarte bei Jokai abgab. Er begann nämlich Blut auszuwerfen, was zu dem Umstande, daß auch sein Vater tuberkulös gewesen, jedenfalls ein bedenkliches Symptom war. — Zuerst wollte der Dichter, der eben seinen Roman „Der arme Reiche" begonnen hatte, die Visitenkarte ablehnen in den Papierkorb werfen; später aber, als er die besorgten Mienen seiner Freunde sah, stiegen ihm selbst Bedenken auf, ob es ihm gelingen sein werde, seinen Roman vollenden zu können, und er beschloß, sich über seinen Zustand Klarheit zu verschaffen.

Es ging also von einem berühmten Professor zum anderen, um sich untersuchen zu lassen. — Die Herren Doktoren beklopften und belauschten ihn gründlich; der eine sprach von einem leichten Lungenkatarrh, der andere konstatierte eine Infiltration der linken Lungenspitze. Der dritte beruhigte ihn lächelnd, sein Leiden sei durchaus nicht bedenklich, empfahl ihm aber gleichwohl die gütige Vorsicht und sorgsamste Pflege. — Kurz, der Patient konnte über die Prognose seiner Krankheit nicht ins Klare kommen, zumal, da sich bald auch ein leichtes Fieber einstellte.

„Die Herren Professoren glauben, es mit mir einer leichtgläubigen, optimistischen Dichter zu tun zu haben, vergessen aber, daß ich auch ein Jurist bin, deshalb ich Gelegenheit nach dem Prinzip „Auf einen Schelm anderthalben" noch entschieden nicht." sagte Jokai zu seinen Freunden. Gesagt, getan. Er begab sich zur Ungarischen Allgemeinen Versicherungsgesellschaft, um sein Leben auf zehntausend Gulden zu versichern. — Man empfing den berühmten Autor mit der größten Zuvorkommenheit und Ehrerbietung, ließ sich von ihm die nötigen Daten geben und versprach, ihm baldigst den Anstaltsarzt ins Haus zu schicken, um die nötige Untersuchung vornehmen zu lassen.

Jokai nickte zustimmend. Das war es ja, was er mit der Versicherung bezweckte. Er wollte die unzweideutige Wahrheit wissen. — Dort, wo es sich um Geld handelt, muß alle Rücksicht auf Humanität in den Hintergrund treten. Drei Tage hindurch wartete er in angestrengter Spannung auf den Anstaltsarzt, so, wie ein Angeklagter auf die Verkündigung des Todesurteils, aber der Erwartete wollte nicht kommen. Endlich beschloß Jokai, den Sekretär der Versicherungsanstalt, der sein Jugendfreund war, aufzusuchen. Er fand ihn aber nicht zu Hause. „Wissen Sie nicht, wo Ihr Herr hingegangen ist?" fragte Jokai das Stubenmädchen, das ihm die Tür geöffnet. „O ja, er ist zu dem berühmten Dichter Jokai gegangen."

Jokai eilte nach Hause und begegnete dem Gesuchten auf der Stiege.

„Ich komme eben von deiner Wohnung!" rief der Sekretär.

„Und ich von dir!" antwortete Jokai.

„Was wolltest du bei mir?"

„Mit dir aufbegehren, dir meine Meinung sagen."

„Das war auch meine Absicht!"

„Warum?" fragte Jokai.

„Nun, horch du, alter Freund, das hätte ich dir wie gegenwärtig, daß gerade du uns zum Besten haben wollte."

„Wie meinst du das?" fragte Jokai betroffen.

„Du wollte dich auf die Summe von zehntausend Gulden versichern lassen, da du doch weißt, daß du kaum ein Jahr noch zu leben hast. Ich habe dir alle die Papiere zurückgebracht, kann dir aber den Vorwurf nicht ersparen, daß du unsere Anstalt schädigen wolltest."

Jokai betrachtete verzweifelt, daß es ihm keineswegs darum zu tun war, die Anstalt zu schädigen, er wollte ja nur die Wahrheit wissen, und — der hat ihm jetzt wie ein spitzer Dolch ins Herz gedrungen. Da hatte er ja nun die grausige Prognose ihrer unerbittlichen Form.

Aber war sie auch verläßlich? Wer ist denn nicht der Sicherheit ein unwissender Ding, und hatten sich nicht schon die größten Gelehrten in ihren Prognosen geirrt? Es gab doch auch Fälle, in denen Kurgästeinsprüche nach mehr, Jahre mit ihren Leiden weiterleben, andere, in denen sie gerettet wurden und ein hohes Alter erreichten. — Jokai wollte es endlich bestimmt wissen, was er zu hoffen oder zu fürchten habe, und er bat seinen Gönner Kurz, ihn zu einer neuerlichen Untersuchung zu veranlassen. — Die Untersuchungen zum Besten wurden heute sehr spät, und zur Ermutigung, empfingen sie und — bildeten den Beschluß, daß die Kur einen in Tarcsa. Der zugeteilte patient hatte Einzige Tag [illegible] als die Brüder aber beim Frühstück [illegible] Zimmer, der mit ihnen, als Bevollmächtigter des Arztes mitgeschickt.

„Da habe ich die Patienten mitgebracht," sagte er, sich verneigend, „und bitte, sie gütigst zu untersuchen, denn ich die Sache in Ordnung."

„Wer?" fragte Jokai verwundert. „Sie meinen das Gesicht [illegible] sprechende Untersuchung, ohne Zeugnis?"

„Aber ich bitte Sie, wir machen Ihnen bei nicht mit so lästigen Formalitäten Schwierigkeiten machen."

„Das sind keine Formalitäten. Als Rücksicht hier auf, wo es sich um eine gefährliche Sache handelt. Sie ist ja bekannt, daß ich ein kranken Mann bin, der vielleicht bis Jahr noch zu leben hat. Es ist unpraktisch nicht darum zu tun, Ihre Gesellschaft zu schädigen."

Der Sekretär verneigte sich abermals. „Dasselbe kann keine Rede sein. Im Gegenteil, Ihr unsere Gesellschaft ist als unter allen Umständen eine ganze Auszeichnung, nicht wahr, Herr Direktor?" fragte er den Direktor Jokai sich bei und [illegible] Wir wissen diese Ehre zu schätzen und wollen uns darüber [illegible] nicht allzu lange [illegible]."

„Aber wenn ich in einigen Monaten [illegible] sollte?"

„Das würde ein so unendliches Unglück für das ganze Land sein, daß der Verlust der bei uns versicherten Summe gar nicht in Betracht käme."

Genug, der höfliche Herr sollte sich auch dem Gesellschaftsleben [illegible] er verzichtete auf den Vorschlag [illegible]

„Wenn du willst, lieber Moritz, will ich dich noch zu einer anderen Versicherungsgesellschaft begleiten," sagte Karl Jokai zu seinem Bruder. „Du aber fuhr [illegible] auf: „Nein, ich will nichts mehr davon wissen, ich will dem Tod nicht noch nachlaufen. Kommt er freiwillig, so werde er mich zu finden; ich aber will ihm keinen Schritt mehr entgegengehen."

So wurde [illegible] die Visitenkarte des Todes für den Papierkorb geworfen und dort blieb sie volle vierundzwanzig Jahre lang vergessen liegen, so sehr hatten diese [illegible] sich miteinander verwunden.

Haben wir die Pflicht, Besuche zu machen?

Ein jeder normal veranlagte Mensch lebt sich im Grunde seines Herzens nach Geselligkeit. Es ist ihm ein Bedürfnis, sich mitzuteilen und durch Unterhaltung eine wohlwollende Anregung zur Weiterentwickelung zu bekommen. Wer dies Bedürfnis nicht hat, der ist nicht normal, es fehlt etwas, um ihn zu einem ganzen Menschen zu machen.

Wie häufig aber begegnen wir im Leben solchen Leuten, die von allem Verkehr abgeschlossen, mitten unter ihren Brüdern ein [illegible] führen, als seien sie Einsiedler. Die hüllen sich in einen Mantel der Unfreundlichkeit, der aber in der Nähe betrachtet nichts weiter ist als Ausdruck der Selbstgerechtigkeit und der Eigenliebe. Weil sie sich zu gut dünken, um mit „gewöhnlichen Leuten" zu verkehren, darum [illegible] sich fern von ihren Mitmenschen, abseits vom lieben gehen sie einsame Wege, die ihnen aber weder leblich noch geistig zum Heile gereichen.

Wenn ein Mensch erst einmal anfängt, sich ganz seinen Brüdern abzusondern, so kommt er gar bald Geschmack an einsamen Wandern und gerät tiefer und tiefer in das Verderben. Es ist gar so bequem für den alten Adam, wenn man keine Rücksichten zu nehmen hat, wenn man niemandes Sorgen mit zu tragen braucht, und aus diesem Grunde kommt man gar zu Hause, wenn man einen Besuch machen sollte.

Wenn der Hausherr nach einigem [illegible] gutem Zureden den Entschluß faßt, die Familie B. zu besuchen, dann heißt es wohl von der Gattin: „Du weißt doch, wir gemeinen mir die Frau B. ist [illegible] warum sollte ich da hin gehen?" Dann schlägt der Mann die Familie B. vor.

„Da kann ich unmöglich in meinem alten Kleide hingehen, du weißt ja, wie viel Wert die Leute auf Aeußerlichkeiten legen."

Und so geht es der Reihe nach, immer Ausflüchte, Redensarten usw. Aber nicht allein die Frau ist es, die sich gerne der Pflicht, Besuche zu machen, entzieht, sondern oft liegt gerade die Hauptschuld am Mann.

Ein Hauptgrund hierfür liegt in der Tatsache, daß ein Mann im geschäftlichen Leben mit vielen Menschen in Berührung kommt, und sie, sozusagen, am Ende „satt hat". Aber sowohl die Ausflüchte der Frau, die Ausreden gegen Frau B., und Mangel an passender Kleidung zum Besuch bei Frau B. geleitet macht, wird die Entschuldigung des Gatten, daß er mehr als genug Menschen im Laufe eines Tages zu sehen bekommt, sind nichtige Gründe, sich von seinen Mitmenschen zurückzuziehen. Nichts wirkt in solch ungeheurischer Weise auf unseren Charakter, wie der Umgang mit unseren Kindern und unseren Freunden. Da aber unsere Entwickelung erst mit unserem Tode ihren Abschluß findet — ohne vollendet zu sein — so sollen wir fleißig mit Menschen umgehen, damit wir es hierin möglichst lange, wie es möglich war, gebracht haben, wenn unsere Zeit abgelaufen ist.

Pflegen wir während der Sommermonate mehr flüchtige Bekanntschaften eingegangen und zu unterhalten — dem Schmetterling gleich, der bald hier, bald da einen Augenblick verweilt — so bieten uns die Herbst- und Wintermonate die vortreffliche Gelegenheit, Geselligkeit im wahren Sinne des Wortes zu fördern. Sie sollen — selbst mit Hintansetzung unserer eigenen Neigungen — fleißig Besuche machen. Wir sollen keinen Tag vorgehen lassen, an dem wir nicht wenigstens einem Mitmenschen auf dem Lebensweg den Dienst eines Freundes erzeigt hätten, sei es durch ein paar Zeilen in einem Brief, durch eine ermunternde Wort, durch einen kurzen Besuch oder dergleichen; immer aber sollen wir eingedenk bleiben, daß wir, als Menschen, ernste Verpflichtungen gegenüber unsere Brüder und Schwestern haben, von denen wir selbst, noch andere uns frei machen können und eine der vornehmsten derselben sind die Besuche, die wir machen sollten.